

Die Trennung der Geschlechter prägt in grundlegender Weise Kulturen und Gesellschaften. Dabei markieren Geschlechterordnungen zwar immer soziale Differenzierung, aber nicht notwendig Herrschaft und soziale Ungleichheit. Wie kommt es zu den hierarchisierteren Geschlechterverhältnissen in modernen Gesellschaften, welche Mechanismen greifen ineinander bei der Typisierung, Bewertung und sozialen Verortung nach Geschlecht? Wie hängen Geschlechterverhältnisse und Verhaltensweisen von Frauen und Männern zusammen?

In neun interdisziplinär aufeinander bezogenen Beiträgen namhafter Sozialwissenschaftlerinnen werden die Konflikte und Probleme angelteter, die sich aus der sozialen Deklassierung von Frauen im Privaten, im Bildungssektor, am Arbeitsmarkt und in der Politik ergeben.

Regina Becker-Schmidt,
Gudrun-Axeli Knapp (Hg.)

Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften

Die Herausgeberinnen Regina Becker-Schmidt und Gudrun-Axeli Knapp sind Professorinnen am Psychologischen Institut der Universität Hannover

Campus Verlag
Frankfurt/New York

Regina Becker-Schmidt

Von Jungen, die keine Mädchen und von Mädchen, die gerne Jungen sein wollten.

Geschlechtsspezifische Umwege auf der Suche nach Identität

1. Einleitung

Bei der Lektüre von Interviews, in denen Sozialwissenschaftlerinnen und Sozialwissenschaftler auf ihre Kindheit zurückblicken,¹ fiel mir folgendes auf: Fast alle Soziologinnen berichten von einer Phase in ihrer Lebensgeschichte, wo sie es vorgezogen hätten, ein Junge zu sein. Keiner der Kollegen dagegen kann sich erinnern, je den Wunsch gehabt zu haben, in die Gestalt eines Mädchens zu schlüpfen. Im Gegenteil: hiernach befragt, reagieren sie abwehrend und irritiert, bestenfalls verblüfft. Sie können sich nicht erinnern, nahe weibliche Bezugspersonen oder andere Frauen als nachahmenswert empfunden zu haben. Ihnen ist nicht (mehr) bewußt, irgendetwann einmal das schmerzhafteste Gefühl gehabt zu haben, von Bedenktuningszusammenhängen des anderen Geschlechts ausgeschlossen zu sein. Die Biographien der von uns befragten Wissenschaftler vermitteln den Eindruck, als hätten sie ihre Zugehörigkeit zum männlichen Geschlecht nie bedauern müssen.

Anders die interviewten Soziologinnen: Ihnen blieb in vielfältiger Weise im Gedächtnis, warum sie die Brüder und Spielgefährten beneideten, was ihnen an »der Welt« der Väter attraktiver erschien als am »Alltag« der Mütter. Die Wahrnehmung, daß Mädchen und Frauen weniger Prestige, Macht und Freiräume haben als Jungen und Männer, hat sich ihnen früh eingepreßt. In allen Phasen der eigenen Lebensgeschichte erhiteten sich diese Beobachtungen zu Selbsterfahrungen.

Andere Untersuchungen aus der Sozialisationsforschung werfen ebenfalls Licht auf frühe Brechungen in weiblichen Individuationsprozessen. Sie zeigen zunächst einmal, daß sich bei Kindern beiderlei Geschlechts bereits zwischen dem dritten und dem sechsten Lebensjahr ein

Bewußtsein davon ausbildet, daß in ihrer Umwelt zwischen Jungen und Mädchen, zwischen Frauen und Männern Unterschiede gemacht werden. Sie lernen beizeiten zu antizipieren, was später im Erwachsenenalter von ihnen als Angehörige einer der beiden Genus-Gruppen erwartet wird. (Bildet, 1980). Die Auseinandersetzungen mit Versagungen, die ihnen durch die Festlegung auf ein Geschlecht abverlangt werden, beginnen mit der Entdeckung der sexuellen Differenz, die von Anbeginn für sie auch eine soziale ist, also zwischen dem ersten und dem zweiten Lebensjahr. (Fass, 1992) Wir werden noch sehen, daß sich solche Verlustverfahren, die für Kinder, welche sich zunächst an Mutter und Vater zugleich orientieren, mit der Einteilung ihrer bisher geschlechtsübergreifenden Welt in Männer und Frauen einhergehen, in den Selbstdefinitionen von Jungen und Mädchen in unterschiedlicher Weise niederschlagen.

Es gibt viele Hinweise darauf, daß Mädchen Einschränkungen und Reglements, auf die sie in ihrer expliziten und impliziten Erziehung zur Weiblichkeit stoßen, von klein auf als Ungleichbehandlung gegenüber Jungen empfinden. Diese wiederum grenzen sich von anderen Geschlecht ab, dessen Entfaltungsmöglichkeiten sie als eingengter als die eigenen ansehen.

In einer Befragung dreijähriger Kinder, die Anfang der 60er Jahre von H.P. Chombart de Lauwe (1963) durchgeführt wurde, wollte nur ein Junge von hundert lieber ein Mädchen sein, aber elf Mädchen von hundert wären lieber als Jungen auf die Welt gekommen. Fast die Hälfte der Mädchen aus einer etwas älteren Befragungsruppe fand männliche Akteure in ihren Kinderbüchern spannender als weibliche. Fast alle Jungen dieser Altersstufe (Kindergartenalter) bewunderten ausschließlich Helden. Heldinnen gab es in ihrem Wahrnehmungshorizont nicht. (Es ist allerdings anzunehmen, daß sie auch in den Kinderbüchern weniger zutage traten.) Mit Beginn des Schulalters begründen Kinder ihre Einschätzungen von männlichen oder weiblichen Rollenvorgaben. Angehörige beiderlei Geschlechts geben an: Mädchen müssen mehr im Haushalt helfen; für sie gibt es weniger Möglichkeiten, sich sportlich auszutoben; Frauen haben weniger Chancen im Beruf – viele Tätigkeiten sind ihnen vergeschlossen. Aber was bei den Mädchen eher auf Protest stößt, weil es für die Benachteiligung bedeutet, gilt den Jungen als selbstverständlicher Vorteil, den sie unbefragt für sich verbuchen. (Dambauer, 1973; Krüger u.a., 1985)

Hier deutet sich etwas an, was für spätere heterosexuelle Partnerschaften nicht ohne Folgen sein kann. Jungen wird nahegelegt, die Ungleichbehandlung der Geschlechter zu affirmieren, weil diese für sie in vielen sozialen Bereichen mit Gratifikationen verbunden ist. Von Kindheit an

sehen sie sich in die bessere Position hineingeboren – und so können sie meinen, diese stünde ihnen von Natur aus zu. In ihren Beziehungen zu Frauen, die sie als Erwachsene eingehen, kann das die Konsequenz haben, eigene Statusinteressen gegenüber konkurrierenden Ansprüchen der Partnerin blind durchzusetzen. Früh eingeübte androzentrische Erwartungshaltungen können beibehalten werden, wenn im gesellschaftlichen Umfeld dichotomische und hierarchisierende Weiblichkeits- wie Männlichkeitsklischees fortbestehen, die diese legitimatorisch abspritzen. (Vgl. hierzu: *Krapp* in diesem Band)

Realisieren Frauen, daß ihre soziale Diskriminierung qua Geschlechtszugehörigkeit bis in ihre privaten Verhältnisse hineinwirkt und daß umgekehrt patriarchale Abhängigkeitsverhältnisse im Intimbereich ihre Nachrangigkeit gegenüber dem männlichen Geschlecht auch in allen anderen gesellschaftlichen Sphären verstärken, dann geraten sie in eine Beziehungsfalle: Pochen sie auf Gleichwertigkeit und Gleichstellung, dann gibt es in der Regel Konflikte in der Partnerschaft. Passen sie sich den männlichen Wünschen an, unterwerfen sie sich männlichen Vorstellungen von der Geschlechterordnung, so geraten sie nicht nur in Widerstreit mit den eigenen Ansprüchen auf Achtung, Geltung und Reziprozität; sie nehmen damit auch Bedürfnisse zurück, die sich auf Anerkennung- und Anerkennungschancen jenseits der traditionellen Rollenzuweisungen richten.

Halten wir zunächst einmal fest: Während Jungen nach der Phase, in der sie die körperlich-soziale Geschlechterdifferenz zur Kenntnis genommen haben, sich mit ihrer Männlichkeit zu identifizieren beginnen, versuchen Mädchen in ihren Selbstdefinitionen der Geschlechterpolarisierung zu entgehen: sie erkennen an, daß sie der weiblichen Genus-Gruppe zuzurechnen sind und verleugnen dennoch nicht, daß sie aber auch der männlichen angehören möchten. Diese ambivalente Hinwendung zum einen und zum anderen Geschlecht wird in einer Sozialisation gefestigt, die Mädchen sowohl auf den späteren privaten Arbeitsbereich »Haushalt« als sogenannter weiblicher Sphäre einzuschwören versucht, als sie auch über Ausbildungsangebote in einen Arbeitsmarkt einschleust, der sich als männerprivilegierend erweist. (Vgl. hierzu: *Gottschall, Krüger* in diesem Band)

Wir wissen, daß die doppelte Vergesellschaftung von Frauen für diese selbst nicht bruchlos gelingen kann: Die beiden Bereiche, in denen ihre Arbeitskraft sozial angeeignet wird, sind in ihren Anforderungen und Organisationsformen in sich und gegeneinander widersprüchlich strukturiert (*Becker-Schmidt*, 1982, 1987, 1993). Diskontinuitäten, Umwege und berufliche Absiegs Erfahrungen in weiblichen Biographien sind Konsequenzen solcher Widersprüche. Wir wissen bisher wenig darüber, auf

welche Kräfte und psychischen Potentiale Frauen zurückgreifen, wenn sie versuchen, für sich und von sich aus Kontinuität über die lebensgeschichtlichen Verwerfungen und Friktionen hinweg herzustellen.

Meine These ist, daß sich Frauen – im Gegensatz zu Männern – in allen Phasen ihrer Sozialisation an der Geschlechterhierarchie und den sie begleitenden Grenzbeziehungen reiben; daß sie in Konfrontation mit positiven wie negativen Aspekten des Frau- oder Mannseins herausgefordert werden, in ihrer Identitätssuche die Optionen zu wechseln. Indizien für einen solchen Optionswechsel sind für mich die Hirn- und Herbewegungen zwischen gleich- und gegengeschlechtlichen Identifikationen, die – wie ich zeigen werde – für weibliche Biographien charakteristisch sind. Wechsel und Umbesetzungen in der Wahl weiblicher und männlicher Vorbilder verweisen nicht nur auf Konflikte, die wir so ausgeprägt in der Sozialisation von Jungen nicht finden; sie deuten auch daraufhin, daß Mädchen sich in der Bestimmung der eigenen Geschlechtsidentität weniger rigide festlegen als Jungen. So entsteht bei ihnen ein Handlungspotential, das auf die Vorgaben der Geschlechterordnung sowohl mit Anpassungs- als auch mit Unterlaufungsstrategien reagiert. In den Unterlaufungsstrategien wiederum stecken gesellschaftlich innovative Impulse, die jedoch für die Frauen selbst verdeckt bleiben. Dazu ein empirischer Beleg aus der Frauentorschung.

Helga Krüger, Claudia Born und Christian Erzberger führten von 1991 bis 1993 eine Untersuchung durch, die der Frage nachging, ob und wie bei Ehepartnern, die jetzt im Rentenalter sind, deren Erwerbsverläufe wechselseitig voneinander abhängen.² Diese Studie ist deswegen für meine Fragestellung von so großer Bedeutung, weil hier zum ersten Mal beide Geschlechter nach ihren Familien- und Berufsorientierungen gefragt wurden. So konnte rekonstruiert werden, was den Ausschlag dafür gibt, ob Frauen dieses Samples trotz Familienbindung und Kindererzorgung langfristig berufstätig bleiben oder die Erwerbsphäre verlassen: die Einstellung der Ehemänner zum eigenen Beruf und zur dem der Ehefrauen, ihr Einkommen, ihre Familienorientierung, die Familien- und Berufsorientierungen der befragten Ehefrauen, ihre Erstausbildung, ihre familialen Belastungen, ihre Marktchancen nach Wechsel(n) des Arbeitsplatzes aufgrund eingeschobener Familienphasen.³

Es zeigt sich, daß die befragten Ehemänner an einer traditionalistischen Familienorientierung festhalten, von der keine Impulse für eine Veränderung der häuslichen Arbeitsteilung ausgeht. Die Wünsche der Ehefrauen nach Berufstätigkeit werden eher geduldet als unterstützt. In der Familie vororten sie sich als Ernährer – ihre Aufgabe zur Aufrechterhaltung der Privatsphäre liegt in der finanziellen Absicherung der Familie.

Forstner
Wagner
Gottschall
Krüger

liemmitglieder durch Erwerbsarbeit. Hausarbeit ist für sie nach wie vor Frauensache. Diese bei den interviewten Ehemännern verbreitete Verschränkung von Berufsorientierung und Familienernährerrolle ist unabhängig vom Einkommen. Frauen dagegen richten sich auf beides ein: um Berufstätigkeit bei ihren Partnern durchsetzen zu können, machen sie das Zugeständnis, weiterhin die Hausarbeit für alle Familienangehörige zu übernehmen. Es gelingt denjenigen Frauen am ehesten, nach familienbedingten Unterbrechungen wieder auf dem Arbeitsmarkt Fuß zu fassen, die aufgrund ihres Erstberufs relativ gute Arbeitsmarktchancen haben. Betrachtet man alle bereits genannten Faktoren, die mitentscheidend für eine Wiederaufnahme außerhäuslicher Arbeit im Wechsel zwischen Familie und Beruf sind, so wird das Erwerbsverhalten von Frauen, die eine qualifizierte Ausbildung vorzuweisen haben, in der Regel am stärksten durch den Arbeitsmarkt beeinflusst. Ohne die Hartnäckigkeit der Frauen jedoch, die mit den Kosten der Doppelbelastung an ihrem Wunsch nach beruflicher Tätigkeit festhalten, wäre die relative Eigenständigkeit weiblicher Berufsdynamiken nicht möglich. Schon die Frauen der Nachkriegszeit durchbrechen also die patriarchale Setzung, nach der die Familie ihr Lebenszentrum zu sein hat. Interesse an berufsformiger Arbeit und Unausgefülltheit angesichts einer ausschließlichen Verwesenheit auf Familienarbeit ohne gesellschaftliche Anerkennung führen dazu, daß Frauen ihre Selbstdefinitionen weiter fassen als Männer. Allerdings um den Preis, daß sie zwei Orientierungen, die in unserer Gesellschaft normativ und faktisch als gegensätzliche zu gelten haben, in ihren Lebenszusammenhang als kontroverse integrieren zu müssen.

Die enge kulturelle Verknüpfung von monetärer Familienversorgung und Erwerbstätigkeit erlaubt es den befragten Ehemännern dagegen, die beiden Institutionen Familie und Erwerbssphäre als gleichsinnige aufeinanderbeziehenden in der bread-winner-Position läßt sich beides in einem gleichgerichteten Relevanzsystem zusammenschließen. (Kriger, 1993, S. 4) Die befragten Ehefrauen passen sich zwar den Dominanzvorstellungen an, die die Ehemänner von ihrem Leben haben: sie versuchen nicht, eine gerechte häusliche Arbeitsteilung durchzusetzen; gleichwohl gehen von ihnen – gleichsam hinter ihrem Rücken – Modernisierungsimpulse aus: die für uns selbstverständlich gewordene Haltung, private und berufliche Interessen gleichzeitig zu verfolgen, wurde von ihnen vorgelebt. Kriger geht in der Bestimmung des Innovationspotentials im Verhalten dieser Frauengeneration aus der Nachkriegszeit noch einen Schritt weiter: »Die normative familiäre Rahmung der beruflichen Statuspassagen bringt eine neue Verbindung von Arbeitsmarkt und Familie hervor – den weiblichen Weg in die Teilzeitarbeit. Es entsteht ein neuer Weg von Kar-

rieren auf dem Arbeitsmarkt, die man als familienabhängige weibliche Erwerbsarbeit bezeichnen kann, als Verknüpfungskompromiß zwischen Familien- und Erwerbsarbeit. Er muß allerdings zugleich aufgrund der Anfälligkeit der Erwerbsbeteiligung von familialen Ereignissen als Weg in erworbliche »Abstiegskarrieren« (Engelbrech, Handl) charakterisiert werden. Arbeitsmarkt-strukturell wirkt sich das dennoch innovativ aus, denn die Bereitschaft zur Übernahme von Teilzeitarbeit labilisiert durchaus das sonst übliche »Normalarbeitsverhältnis« (Mückenberger)« (Kriger, ebenda, S. 17f.).

Zusammenfassend läßt sich sagen: die in diesem Projekt befragten Ehemänner setzen in ihrem Beharren auf der bread-winner-Position nicht nur für sich das Berufssystem als »ihr« primäres Handlungsfeld durch; sie beanspruchen auch gleichzeitig in der Familie die Herr-im-Haus-Stellung, indem sie sich als »Ernährer« definieren. Mit diesem doppelten Dominanzanspruch tragen sie sowohl zur Stabilisierung der Hierarchien im Geschlechterverhältnis bei, welche u.a. auf ungleichen Arbeitsmarktchancen sowie auf ungleicher Verteilung von häuslicher Arbeit, Macht und Autorität beruhen, als auch zur Aufrechterhaltung des gesellschaftlichen Statusgefälles zwischen Erwerbssphäre, Arbeitsmarkt und Familie, mit dem wiederum die nichtregaliäre Organisation des Geschlechterverhältnisses zusammenhängt (Vgl. hierzu: Woldé in diesem Band)

Die befragten Frauen dagegen setzen keine Dominanzen – sie nehmen eher Prioritätenwechsel in Kauf, um ihre Lebensführung an Familie und Beruf auszurichten zu können. Dabei ergibt sich für sie allerdings weder die Chance, aufgrund ihrer sozialen Stellung als »Erhalterin der Familie« (Kriger) Druck auf eine familiengerechte Organisation der Erwerbstätigkeit auszuüben – was objektiv darin begründet ist, daß der Institution Familie keine gesellschaftliche Strukturierungsmacht zukommt; noch können sie von ihrer Stellung auf dem Arbeitsmarkt her die eingespielten Familienstrukturen grundlegend verändern. Die diesbezügliche Resistenz der Ehemänner wirkt – in ihrer Konformität mit der herkömmlichen Geschlechterordnung sowie der gesellschaftlichen Rangfolge von Erwerbssphäre, Arbeitsmarkt, Familie – als Innovationsbarriere. (Kriger, ebenda, S. 5)

Blicken wir an dieser Stelle auf den bisherigen Argumentationsverlauf zurück: von der kindlichen Wahrnehmung der Geschlechterdifferenz und deren Konsequenzen für die soziale Selbsterortung von Mädchen und Jungen sind wir unversehens beim Geschlechterverhältnis und seiner gesellschaftlichen Einbindung angekommen.

Dabei ist jedoch die Frage offen geblieben, wie es – aus einer sozialisationstheoretischen Perspektive gesehen – dazu kommt, daß Frauen über

Wahrscheinlich
von Geschlecht
geschlechtliche

einen weiteren Orientierungshorizont verfügen als Männer. Ich will darum im folgenden den Weg zurückgehen und untersuchen, wie sich im Individuationsprozess von Mädchen und Jungen über die verschiedenen Entwicklungsphasen hinweg diese Differenz herauskristallisiert. Dabei konzentriere ich mich auf einen Mechanismus, der für die Subjektbildung konstitutiv ist. Es ist der Mechanismus der Identifizierung.

2. Zur Bedeutung der Identifizierung für die Ich-Bildung

Säuglinge sind noch lange nach ihrer Geburt auf Pflege- und Bezugspersonen angewiesen, die für sie als »Hilfs-Ich« fungieren und zwischen kindlicher Innenwelt und der ihnen noch fremden Außenwelt vermitteln. Sie nehmen zwar differenziert und engagiert die Personen und Dinge um sich herum wahr, aber ihre Vorstellungen vom eigenen Selbst und der Selbstständigkeit anderer, wir können auch sagen: ihre psychischen Repräsentanzen von Ego und Alter-Ego, sind noch fließend und unausgewickelt. In diesem Sinne sind sie selbstlos. Wie füllen Kinder diese Leere, diesen Mangel aus? Wie kommen sie zu Selbstbildern?

Indem sie sich an Vor-Bilder halten, an denen sie sich in ihrer Ich-Bildung ausrichten können. Sie assimilieren Aspekte oder Attribute von Menschen, die ihnen nahe kommen. Diesen psychischen Mechanismus nennen wir »Identifizierung«. In einem unbewußten Aneignungsprozess werden wir »Identifizierung«. Jedes selbstständige, von seinen Mitmenschen abgegrenzte Individuum ist darum – ohne es wahrzunehmen – ein Intersubjekt. Die Antriebe zur Identifizierung sind vielfältig und ineinander gefügt. Mit der ersten Identifikation wird eine sinnliche Gefühlbindung an eine Person aufgebaut; sie leitet eine erotisch-libidinöse Objektbeziehung ein. Gleichzeitig drückt sich in ihr eine andere Bewegung auf eine Person hin aus: Sie ist als Vorbild begehrenswert, wir können auch sagen: hochbesetzt, weil sie nachahmenswert ist. Diesen Drang zur Nachahmung nenne ich in Anlehnung an Mikkel Borch-Jacobsen (1988) »mimetisches Begehren«. Die Triebziele »Liebhaben« und »Gehörtwerden« verschränken sich also mit dem weiteren, ähnlich zu sein. Dieser Wunsch entspringt dem kindlichen Verlangen, groß zu werden, um zu können und zu dürfen, was den Erwachsenen zu tun erlaubt ist. (Vgl. hierzu Freud, 1908, S. 216)

Erotische und ambitiose Regungen fließen in der Identifizierung ineinander. In die Matrix von mimetischem und sinnlich-körperlichem Be-

gehren geht notwendigerweise auch Aggressivität ein. Ist dem Liebhaber-wollen ein Bemächtigungsimpuls zugestellt, so dem Sein-wollen-wie eine Besetzungstendenz: In dem Trachten, durch Angleichung an andere selbst zu werden, verbirgt sich unbewußt auch der Wunsch, an deren Stelle zu treten. Freud unterscheidet zwischen primärer und sekundärer Identifizierung. Damit will er nicht nur eine Stufenfolge in Individuationsprozessen festhalten. Ihm geht es ebenso darum, mit dieser Unterscheidung auf differente Beziehungsmodalitäten zwischen mimetisch Begehrenden und ihren Idolen hinzuweisen.

Ich möchte zunächst auf die primäre Identifizierung eingehen. Sie ist bei Freud doppelstimmig. Das Prädikat »primär« hat zum einen eine zeitliche Bedeutung – es meint soviel wie »zuerst«. Es drückt aber auch eine Qualität, eine Prioritätensetzung aus. Das (männliche) Kind – so Freud – hat zum Vater eine primär, d.h. vorrangig identifikatorische, zur Mutter eine primär, d.h. vorrangig sexual-libidinöse Beziehung. Auf die Problematik dieser Annahme gehe ich später ein.

bleiben wir zunächst auf der zeitlichen Ebene: primär = zuerst. In diesem Sinne ist für Freud die primäre Identifizierung die früheste Bindung, die der Säugling eingeht. Sie bahnt sich in den Interaktionen zwischen Mutter und Kind, vor allem denen während des Stillens an. In dieser Berührung macht das Kind Erfahrungen mit sich und seinem Gegenüber, an denen entlang sich Vorstellungen vom eigenen Selbst und vom Alter-Ego herauskristallisieren. Während des Trinkaktes läßt das Kind seine Sinneswahrnehmungen, die sowohl die eigenen Körpersensationen umfassen als auch die Eindrücke vom mütterlichen Verhalten, mit Phantasien auf: in seinem Unbewußten lagern sich Imaginationen ab, die um Saugen und Milchfluß, Begierde und Sättigung, Bemächtigung und Überwältigung, Lust und Verlust, Körpernähe und Kontaktabbruch kreisen. In der Kontinuität der Beziehung, die durch die nährende mütterliche Zuwendung gegeben ist, entstehen innere Bilder vom Verschlingen und Verschlungenwerden, von Aufbewahrung und Zerstörung, von Macht und Ohnmacht. Diese Ein-Bildungen, die emotional mit Gefühlen der Körperverlust und der Frustration, des Begehrens und des Zornes verbunden sind, verdichten sich im Laufe der Zeit zu psychischen Repräsentanzen von Selbst- und Fremdwahrnehmungen.

Die Lust und Nahrung spendende wie versagende, die liebevoll zugewandte wie die abwesende und sich entziehende, die anlehnend nahe, aber auch erdrückend erscheinende Mutter (brust) ist das erste Vorbild, das Orientierung in den anfänglichen Stadien der Subjekt- und Objektbildung stiftet. Die primäre Identifizierung hängt deshalb eng mit der »oralen Einverleibung« zusammen, d.h. mit den sich weitgehend in der Phan-

Aggress

primäre Identifizierung

Zust

Freud
1908
S. 216
226

228 (

tastie abspielenden Vorgängen, in denen das Kind für sich auslegt, wie es als aktiver Part ein Objekt (die Brust oder ihr Äquivalent) in sein Körperrinneres eindringen läßt und es dort bewahrt oder zerstört. Aber auch: wie es sich vom Gegenpart angenommen oder abgelehnt fühlt. Auf dieser Stufe der Entwicklung, die in der Psychoanalyse die orale genannt wird, zieht der Säugling in seinen Gefühlsregungen und unbewußten Vorstellungen noch keine strikten Grenzen zwischen sich selbst und seinem Gegenüber. Die Mechanismen der Projektion und Introjektion halten die Grenzen fließend.

Die unbewußten Vorstellungen, die im Zuge der primären Identifikation entstehen, beziehen sich auf zweierlei: zum einen auf Triebregerungen (z. B. Gier und Lust), die mit der Reizung der Mundhöhle und der Lippen verbunden sind, sowie auf Gefühle der Sättigung und des Hungers. In ihnen drücken sich jedoch gleichermaßen die Weisen aus, in denen das Kind seine Beziehung zum begehrten Objekt (Mutter-Brust) erlebt: Essen und Gegessenwerden, Zerstören und Zerstörtwerden, Spenden und Gespendetbekommen, Angenommensein und Ausgestoßensein. Da die erotischen Stimuli mit der Nahrungszufuhr, dem Verzehren, verschmolzen sind, beinhaltet die Erfahrung, sich Befriedigung verschaffen zu können, indem man etwas in sich hineinnimmt, gleichzeitig auch die andere, dieses Hineingenommene zum Verschwinden zu bringen, es zu zerstören. Das impliziert, daß auf der oralen Stufe »die Liebeshemächtigung noch mit der Vernichtung des Objektes zusammenfällt« (Freud, 1920, S. 58). Die libidinöse Besetzung des Objektes, nach dem das Kind sich verzehrt, ist also ambivalent – es hat die Mutter-Brust »kannibalisch« »zum Fressen« lieb.

Zu den Modalitäten dieser frühkindlichen Subjekt-Objekt-Beziehung gehört als weitere Komponente ganz wesentlich das mimetische Begehren. Das Kleinkind möchte sich die Qualitäten des Objektes zu eigen machen. Es will selber nahrungs- und luspenspendend wie die mütterliche Brust sein. Diese nachahmende Vorstellung macht die Einverleibung zu einer frühen Form der Identifizierung. Im Wechselspiel von Introjektion und Projektion entsteht eine Beziehungsfolie, auf der das Kind Identifikationen von Innen und Außen, Ego und Alter-Ego entwirft. So stellt es in den Phantasien der Einverleibung sowie in den oralen Befriedigungserlebnissen nicht nur seinen Selbsterhaltungstrieb und sein Liebesverlangen; es beginnt auch, sich mit Selbstbildern auszustatten.

In der Regel ist die erste Person, an die sich das Kind gefühlsmäßig bindet, die Mutter. Erst spät hat Freud jedoch zugestanden, daß sie nicht nur das erste Liebesobjekt, sondern auch das erste Vorbild für Selbstaufładungen, also wichtiger Bezugspunkt für die Ich-Bildung ist.¹ 1938 schreibt er: »Haben und Sein beim Kind. Das Kind drückt die Objektbe-

ziehung gerne durch die Identifizierung aus: ich bin das Objekt. Das Haben ist die spätere, fällt nach Objektverlust ins Sein zurück. Muster: Brust. Die Brust ist ein Stück von mir, ich bin die Brust. Später nur, ich habe sie, d. h. ich bin sie nicht...« (Freud, 1938, S. 151) Diese Passage ist nicht einfach zu verstehen. Ich will versuchen, sie zu interpretieren, indem ich einen anderen Freud-Text mit zu Rate ziehe. (1932, S. 69) In der kurzen Notiz von 1938 unterscheidet Freud zwischen zwei Formen der Objektbeziehung: der Identifizierung (Sein) und der Objektwahl (Haben), ohne die Bedeutung dieser Unterscheidung näher zu erläutern. In seinen Vorlesungen von 1932 finden wir eine Aufklärung. Die Identifizierung ist etwas anderes als die Objektwahl, weil ihr ein Effekt zugeschrieben werden muß, den letztere nicht zeitigt: bei der Identifizierung verändert sich das sich entwickelnde Ich – es modelliert sich nach dem Vorbild und differenziert sich aus.²

Kehren wir nach dieser Auskunft zur Notiz von 1938 zurück. Freud gibt hier zum einen eine zeitliche Ordnung vor. Die Identifizierung ist die ursprünglichere Objektbeziehung, sie geht dem Habenwollen voraus. D. h.: auf dieser Stufe ist die Objektbeziehung noch keine der Wahl, sondern Ausdruck eines Seinbegehrens.

Zum anderen zeichnet Freud auf zwei Ebenen einen Wechsel zwischen Identifizierung und Objektwahl nach, die mit der Entwicklung des Kindes einhergeht. Auf der ersten Stufe verwandelt das Kind eine Identifizierung (»Die Brust ist ein Stück von mir«) im Zuge einer Verneinung (»Ich bin sie nicht«) in eine Objektwahl: es will den aufgegebenen Selbst-Anteil haben. Diese Umbesetzung zeigt eine Veränderung im Individualisationsprozess an. Durch die Identifizierung hat das Kind an Bestimmtheit gewonnen: »Ich bin...«. Die In-eins-Setzung »Brust: ein Stück von mir« ist ein Selbstbezug, der die Eigenständigkeit der Brust zwar negiert, innerhalb der Rahmung symbiotischer Verschmolzenheit jedoch gleichzeitig auch die Kristallisation eines egoistischen Kerns signalisiert.

Die Abgrenzung des Kindes von der Mutter wird durch die Auseinandersetzung mit der Wahrnehmung unterstützt, daß diese von Zeit zu Zeit nicht anwesend ist, also als von ihm getrennt existiert. Es erkennt im Umkehrschluß: »Ich bin sie nicht«. In diese Erkenntnis schreibt sich zweierlei ein: Selbstbestimmung, aber auch Verlust an Omnipotenzgefühlen. (»Für mich bin ich nicht so mächtig wie im Zustand der Zweieinheit.«)

Nach dieser Trennungserfahrung bezieht sich das Kind in einer neuen Weise auf die Mutter-Brust: Was ich nicht bin, weil es außerhalb meiner selbst ist, das will ich haben. Dieser Wechsel von der Identifikation zur Objektwahl zeigt an, daß die Andere als andere in Erscheinung getreten

Beziehungen
des Kindes
zur Mutter

1938
Ego

Kasch
S
Kern

1938
von
1. 68
Kern

ist. Zum Ego kann sich jetzt das Alter-Ego gesellen – in der Liebe ebenso wie in der Rivalität.

Auf der zweiten Stufe der Umkehrung der beiden Beziehungsmodi wird eine bereits vollzogene Objektwahl zurückgenommen und durch eine nachträgliche Identifizierung ersetzt. Das meint *Freud*, wenn er sagt: »Das Haben fällt ins Sein zurück«. Das Kind hat bereits einer bestimmten Person in seinem Gefühlsleben einen festen Platz eingeräumt – sie ist bereits Liebes- und/oder Haßobjekt geworden. Wenn nun das Kind an einer sexuellen oder libidinös-aggressiven Gefühlsbindung aus inneren oder äußeren Gründen nicht festhalten kann, wenn es seine Objektwahl aufgeben muß, dann kann es sich dadurch entschädigen, daß es das verlorene Objekt in seinem Inneren wieder aufrichtet – als Ich-Ideal oder als Über-Ich. Was ich nicht haben darf, mache ich – auf einer höheren Entwicklungsstufe – erneut zu einem Teil von mir. Diese Form der Ersatzvornahme nennt *Freud* »sekundäre Identifizierung«.

Bis hierher habe ich davon abstrahiert, ob das sich identifizierende Kind ein Mädchen oder ein Junge ist. Im folgenden wird zu fragen sein, ob – und wenn ja, wie – sich in der Subjektkonstitution der Sachverhalt geltend macht, daß die Mutter als erstes Objekt der Gefühlsbindung und Identifizierung einmal die gleichgeschlechtliche, das andere Mal die gegengeschlechtliche Andere ist. Ich beginne mit der männlichen Sozialisation.

3. Vom Verschwinden der Differenz: Die Mutter als Identifikationsobjekt des Sohnes

Für Kinder beiderlei Geschlechts ist die Identifikation mit der primären Bezugsperson eine unbewusste Wunschbefriedigung: sie wollen das sein, was sie ist. Beim Jungen jedoch führt die mimetische Beziehung zur Mutter zu Komplikationen besonderer Art. Zunächst erfährt der Junge wie das Mädchen, daß es zwischen dem Kind und der Mutter einen wesentlichen Unterschied gibt: sie ist groß, es selbst klein. Desweiteren: die Mutter steht dem Kind nicht permanent zur Verfügung. Sie ist eine eigenständige Person. Beide Erfahrungen – die Differenz im Sein und die Entbehrung im Nicht-Haben – führen zu der Einsicht: Ich bin die Mutter-Brust nicht.

Sobald dem Jungen der Unterschied zwischen der eigenen Geschlechtszugehörigkeit und der der Mutter bewußt wird, sobald er auf Selbstzuschreibungen (z.B. Nähr- und Gebärfähigkeit) verzichten muß, die durch Identifikation mit ihr zustande gekommen sind, gewinnt die

Erkenntnis »Ich bin sie nicht« eine spezifische Bedeutung, nämlich die: »Ich verfüge über die Attribute nicht, die ihrem Geschlecht angehören.« Das Nicht-Haben fällt ins Sein zurück und zwar als Seins-Mangel.

Die Erfahrung des Jungen, daß er nicht weiblich ist, hat nach Ansicht von *Jessica Benjamin* Konsequenzen für seine Suche nach geschlechtlicher Identität: »Während alle Kinder sich mit der ersten geliebten Person identifizieren, muß der Junge diese Identifikation abbrechen und sich als anderes Geschlecht definieren. Das männliche Kind erreicht seine Männlichkeit, indem er seine ursprüngliche Identifikation, sein Eins-Sein mit der Mutter verleugnet.« (1990, S. 75) *Benjamin* unterscheidet nicht zwischen Identifizierung und Objektwahl. So entgeht ihr, daß die Brechung des mimetischen Begehrens durch zwei schmerzhaftere Verneinungen erfolgt: »Ich bin nicht eins mit der Mutter« und »Ich bin nicht wie sie.« Die Zerstörung der Einheit mit der Mutter kann durch eine Umwandlung der Beziehung kompensiert werden. Der kleine Junge wählt die Mutter zum Liebesobjekt. Die zweite Kränkung aber wird verdrängt werden müssen – und zwar anders als beim Mädchen – unwillkürlich. Ihn werden die Erwachsenen nicht versprechen, daß ihm die Brüste noch wachsen werden, daß er später einmal ein Kind gebären wird.⁶ Der Junge muß seine Einverleibungsphantasien, so nutritiv, so lustspendend wie sein erstes Vorbild zu sein, zurücknehmen. Ich vermute, daß der Junge auf diese frühe Verlust Erfahrung kompensatorisch mit einer narzisstischen Besetzung des Penis reagiert. Für *J. Benjamin* taugt die Mutter für den Jungen nicht als Vorbild, weil sie nicht männlich ist. In dieser einseitigen Sichtweise hält sich das gesellschaftliche Muster durch, das Männliche zum Bezugspunkt der Betrachtung zu nehmen. Die Verunsicherung des Jungen ist jedoch zunächst darin begründet, daß er nicht weiblich ist. Es geht bei seinem Versuch, sich als »männlich« zu bestimmen, nicht nur um die Verleugnung der frühen Bindung an die Mutter, die – wie *Benjamin* betont – seinen Autonomiebestrebungen entgegensteht und ihn immer aufs Neue zur Abwehr regressiver Verschmelzungswünsche zwingt. Verdrängt wird mit der Aufgabe der Symbiose vor allem eine Differenz Erfahrung, weil an ihr das egozentrische Prinzip zerschellt, sich beim Sich-Identifizieren nach dem Ähnlichen auszurichten. Mit der Umwandlung der primären Identifikation in eine Liebesbeziehung konkurriert sich die Objektwahl des Jungen als gegengeschlechtliche. Auch wenn er die Mutter später nicht wird heiraten dürfen – dieser Wunsch verstößt gegen das Inzesttabu – so wird er doch seine phallisch-heterosexuelle Ausrichtung bei der Suche nach anderen (Ersatz-)Liebesobjekten beibehalten können.

In seinem mimetischen Begehren wechselt der Junge die Spur: er nimmt den Vater zum Vorbild. Sich an seine Autorität anlehnd, kann er

sagen: »Ich will sein wie er; dann brauche ich die Brust nicht«. (Vielleicht liegt hier der Ursprung der Fixierung der männlichen Familienposition auf die Ernährerrolle). In der ödipalen Phase löst der Sohn durch Identifizierung auch seine Rivalitätskonflikte mit dem Vater? Mit der Ausblendung der frühen identifikatorischen Bindung an die Mutter macht sich der Junge wieder ein Stück weit selbstlos, indem er das, was ihm als weiblich gilt, als Eigenanteil ablehnt. Die Mutter ist ab jetzt Objekt sexuellen Begehrens. Wird er sich je wieder darauf einlassen, daß sie – stellvertretend für Frauen überhaupt – ein Subjekt, und zwar ein Subjekt mit Recht auf Andersheit und Eigenständigkeit ist?

In der ödipalen Phase muß der Junge die sexuellen Strebungen, die der Mutter gelten, sublimieren. Gibt es jetzt die Chance einer sekundären Identifizierung mit ihr? Einer solchen Wandlung stehen eine Reihe von Hemmnissen im Wege:

1. Eine identifikatorische Hinwendung zum Weiblichen berührt nicht nur die alten Verschmelzungsgänge, die Autonomieverlust signalisieren. Aktualisiert würde auch die verdrängte Kränkung, etwas nicht zu vermögen, was das Mütterliche auszeichnet (Nähr- und Gebärmilch des Jungen).

2. Die Vorstellung, wie die Mutter, also wie eine Frau zu sein, kann sich assoziieren mit der von Homosexualität, die in der Vaterbindung verdrängt werden mußte.

3. Die Ausrichtung des Jungen auf eine heterosexuelle Objektwahl, die mit der libidinösen Mutterbindung beginnt, kann in späteren Liebesbeziehungen beibehalten werden. Der Junge kann also das Weibliche weiterhin sexualisieren; es liegt nahe, daß er fortfährt, seine Beziehung zum anderen Geschlecht im Sinne des Habenwollens und nicht des Sein-wollens wie zu gestalten.

4. Der Junge erfährt in seiner sozialen Umwelt eine Abwertung des Weiblichen gegenüber dem Männlichen. Ein Grund mehr, lieber wie der Vater als wie die Mutter werden zu wollen.

Die Psychoanalyse geht davon aus, daß die Adoleszenz eine Lebensspanne ist, in der es zu psychischen Umstrukturierungen kommt. Obwohl immer wieder betont wird, daß hier auch neue Identifizierungen erfolgen – Jugendliche suchen sich jetzt vor allem Vorbilder außerhalb der Familie –, ist diese Entwicklungsphase doch vorrangig als eine der Reorganisation von Sexualität untersucht worden. Betont wird insbesondere die Stabilisierung einer eindeutigen (männlichen oder weiblichen) sexuellen Identität.

Die damit einhergehende Polarisierung der Geschlechter, die in unserer Zivilisation mit Stereotypisierungen und Vereinseitigungen erkauft wird, stößt außerhalb feministischer Diskussionen kaum auf Kritik. Erdheim wertet sie in seinem Aufsatz »Psychoanalyse, Adoleszenz und Nachträglichkeit« sogar als Kulturfortschritt. (1993, S. 944) Dabei geht er – in diesem Punkte Winnicott folgend – wie selbstverständlich davon aus, daß der Orientierung an der sexuellen Zweigeschlechtlichkeit nicht nur bei der Objektwahl, sondern auch auf anderen sozialen Ebenen eine identifikatorische Ausrichtung an gleichgeschlechtlichen Vorbildern entspricht. Der Junge kann sich von archaischen Vaterbildern befreien und eine selbstbestimmte Männlichkeit entfallen, das Mädchen kann ebenso mit seinen mütterlichen Introjekten verfahren. Beide sollen offenbar in den herrschenden Normierungen von Männlichkeit und Weiblichkeit befangen bleiben.

Es wird sich zeigen, daß diese Eindimensionalität in der Gestaltung sozialer Kompetenzen zumindest für Mädchen nicht gilt. Sollte eine androzentrische Selbstbezogenheit für Jungen zutreffen, so wäre das eher als Unfähigkeit zur Überwindung von Geschlechterklischees anzusehen, denn als Kulturfortschritt zu bewerten. Gerade die Aufhebung starrer Trennlinien zwischen den Genus-Gruppen trägt zur Erweiterung von Subjektpotentialen bei. Es scheint aber immer noch für ein männliches Bewußtsein unzunehmbar, sich an Frauen ein Beispiel zu nehmen. Sehr viel häufiger als offene Bewunderung beobachten wir daher versteckte Formen der Abgrenzung, Neidreaktionen und Abwertung – der Ehrgeiz von Frauen wird als unweibliche Arttücke diskriminiert.

Offensichtlich setzt sich die Sexualisierung des Weiblichen, die mit einem männlichen Dominanzanspruch im Liebesleben einhergeht, in den »Sphären des Seins« – der Arbeit und Kooperation, der sachbezogenen Interaktion und Kommunikation – von seiten des männlichen Geschlechts fort. Die phallogokratische Ordnung macht an den Grenzen der Sexualität nicht halt, sondern verschaft sich auch in anderen sozialen Feldern, in denen die Geschlechter gesellschaftlich zueinander in Beziehung gesetzt werden, als Prinzip der Hierarchisierung Geltung. Das früh Verdrängte bleibt offenbar in den weiteren Lebensphasen ausgegrenzt.

Werner
Sch.
Müller
auf
Müller

4. Ähnlichkeit und Differenz: Identifikationsprozesse in der weiblichen Subjektkonstitution

Auch für das Mädchen ist die Mutter-Brust das primäre Identifikationsobjekt. Wie beim Jungen kreisen die Einverleibungsphantasien um Verneinung und Verneinung. Mimetisches und sexuelles Begehren mit den dazugehörigen aggressiven Komponenten kennzeichnen hier ebenfalls die früheste Beziehung zur nährenden und pflegenden Bezugsperson. Aber das Schicksal der Assimilationswünsche, die sich auf die Mutter mit dem Ziel der Selbstsetzung richten, nimmt beim Mädchen einen anderen Verlauf als beim Jungen. Desgleichen ist die Liebesbeziehung des weiblichen Kindes zur Mutter Konflikten ausgesetzt, die für das männliche nicht gelten.

Der erste gravierende Unterschied liegt in der nachträglichen Korrekturmöglichkeit der frühen Enttäuschung, nicht wie die Mutter zu sein. Auch das kleine Mädchen muß sich damit auseinandersetzen, daß es nicht mit den Attributen ausgestattet ist, die die Mutter als erwachsene Frau hat. So mag sich eine erste identifikatorische Hinwendung zum Vater daraus erklären, daß er dem weiblichen Kind in den Punkten, die in der oralen Phase wichtig sind, ähnlicher ist als die Mutter: auch er »hat die Brust nicht«. Er gibt von daher auch keinen Anlaß zum Neid. Was die Rivalität mit der Mutter angeht, über deren nutritive Fähigkeiten auch das Mädchen verfügen möchte, so kann dieses sich – anders als der Junge – verträglich lassen: es hat zwar die Brust (noch) nicht, aber doch das gleiche Geschlecht wie das mütterliche Vorbild. Sie wird sie darum später haben. Die Entdeckung der Differenz zur Mutter, die im ersten Schritt etwas mit der Erfahrung des Getrenntseins und dem Kleinsein-Großsein-Unterschied zu tun hat, muß bei der Beschäftigung mit der Tatsache, daß es zwei Genus-Gruppen gibt, nicht – wie beim Jungen – nachverdrängt werden. Der aus Kränkung abgewehrte Wunsch nach Ähnlichkeit mit der Mutter läßt sich später reaktualisieren, weil er fort dauern kann in einer Garantie auf die Zukunft: Wenn das Mädchen groß ist, wird es wie die Mutter eine Frau sein. Bei ihm muß also die Wahrnehmung: »Ich bin sie nicht« keine grundsätzliche Verneinung des Mütterlichen als Aspekt des eigenen Selbst nach sich ziehen.

Irene Fast zufolge durchläuft das Mädchen wie der Junge eine Phase der geschlechtsübergreifenden Identifikation, d.h. es richtet sein mimetisches Begehren auch auf den Vater und seine Tätigkeitsfelder. Während der Junge jedoch in seiner Identifikation mit dem gegengeschlechtlichen Elternteil auf unhintergehbare Grenzen stößt, ist nicht unmittelbar ein-

zusehen, warum das kleine Mädchen in seiner Phantasie den Wunsch aufgeben muß, wenn es groß ist, die Dinge zu tun, die jetzt der Vater macht. Die Aktivitäten des Vaters sind jenseits des Liebeslebens nicht an den Besitz eines Penis gebunden. Seine »Seins-Äußerungen« können dem weiblichen Kind deshalb ohne Verleugnung der sexuellen Differenz erstrebenswert erscheinen – auch wenn seine Ambitionen, es dem Vater gleich tun zu wollen, aus gesellschaftlichen Gründen auf Widerstände stoßen. Es wird sich deshalb länger und nachhaltiger als der Junge an beiden Elternteilen orientieren. Aber beide Identifikationsobjekte – Vater wie Mutter – sind ambivalent.

Beginnen wir mit dem identifikatorischen Dilemma, das aus der Gleichgeschlechtlichkeit der Tochter mit der Mutter erwächst. Einerseits erleichtert die Ähnlichkeit zwischen beiden Assimilationsprozesse. Andererseits hat es das Mädchen schwerer als der Junge, sich von seinem primären Vorbild abzugrenzen, um Authentizität zu gewinnen. Das gilt vor allem, wenn Mütter sich in ihren Töchtern narzißtisch spiegeln wollen und es ihnen somit schwer machen, eigenständig zu werden. (Chodorow, 1985, S. 149ff.) Der Satz vieler Mädchen: »Ich möchte lieber ein Junge sein...« kann angesichts des Widerstreits zwischen dem Wunsch nach Ähnlichkeit und dem nach Differenz die folgende Bedeutung haben: »Ich möchte von der Mutter in meiner Andersheit, d.h. in meiner Einzigartigkeit wahrgenommen werden.«

Es gibt eine andere Möglichkeit, mit diesem Konflikt umzugehen: das Mädchen verschiebt seine identifikatorischen Bedürfnisse auf den Vater. Das liegt besonders nahe, wenn es um Autonomiebestrebungen geht: Er lebt vor, daß man mit der Mutter verbunden und doch unabhängig von ihr sein kann. Spielt der Vater in der Familie zudem eine dominante Rolle, wird die Abgrenzung der Tochter von der Mutter möglicherweise mit deren Abwertung einhergehen. Das Mädchen schlägt sich auf die Seite des Stärkeren.

In der Tochter-Mutter-Beziehung gibt es eine zweite Quelle für ambivalente Gefühle. Wie beim Jungen entzündet sich auch beim Mädchen die erste erotische Leidenschaft an der Mutter – aber diese Liebesbeziehung ist eine homosexuelle. Das Mädchen will die Mutter haben – nicht als Ersatz für eine aufgelassene Identifizierung, sondern als primäres Liebesobjekt. Dieses Begehren verstößt nicht nur gegen das Inzesttabu, sondern auch gegen die gesellschaftliche Norm der Heterosexualität. Wenn die Mutter in heterosexuellen Bindungen lebt und sie zudem in der Beziehung zur Tochter eine Wiederbelebung verdrängt gehaltenen, aus dem eigenen infantilen Sexualleben stammender homoerotischer Regungen fürchtet, dann wird sie die auf sie gerichteten

Mädchen
Vater
Später die
Brust

Mädchen
Vater
Später die
Brust

Mädchen
Vater
Später die
Brust

Mädchen
für den
a. S. Ges. 11/11

ren libidinösen Triebwünsche der Tochter abwehren. Auf solche Re-
gressionsängste könnte zurückzuführen sein, daß Mädchen in der Re-
gel früher abgestillt werden als Jungen und daß bei ersteren auch die
Reinlichkeitserziehung früher beginnt und rigider ausfällt. (Scheu,
1977, Brunet/Lezine, 1971)⁹

Das Mädchen, das sich in seinen leidenschaftlichen Liebesbedürfnis-
sen von der Mutter abgewiesen fühlt, wird mit Aggressivität reagieren.
Zorn und Enttäuschung verweisen es in der Regel auf den Vater, um des-
sen Gunst es nun mit der Mutter zu rivalisieren beginnt. In der Psycho-
analyse wird daher – angesichts der ödipalen Konfliktkonstellation des
weiblichen Kindes – von einem Wechsel in der Objektwahl gesprochen.
Ungeklärt bleibt in dieser Konstruktion jedoch, wie es über den Wechsel
in der Objektwahl hinaus auch zu einer Umgestaltung der sexuellen Kör-
perbedürfnisse kommt. Die infantilen Lusterfahrungen des Mädchens
entstanden im Kontakt mit einem weiblichen Körper – was macht den vä-
terlichen Begehrtenwert? (Becker-Schmidt, 1989, S. 58ff.; 1992, S. 158ff.)
In der klassischen Psychoanalyse wird der Wechsel des Mädchens in der
Objektwahl mit dem Penisneid begründet. Das erscheint mir problema-
tisch: die beschriebenen Konflikte in der identifikatorischen Beziehung
des Sohnes zur Mutter legen eher nahe, im Theorem vom Penisneid eine
männliche Projektion zu sehen, durch die der erzwungene Verzicht auf
einverleibte weibliche Attribute kompensiert werden muß – was nicht
heißt, daß das Mädchen den Vater/Mann nicht um seine Machtposition
beneidet und es sich darum den Phallus als Statussymbol wünscht.¹⁰ Auf
jeden Fall ist auch der Vater ambivalent besetzt – in der Rivalität mit der
Mutter um seine Zuwendung vermischen sich Bemächtigungswünsche
und Eifersucht, in der Nachahmung seiner Person Faszination und Irrita-
tion, wenn der Vater Frauen im Vergleich zu Männern als nachrangige be-
handelt.

Beide Konflikte in der Mutter-Tochter-Beziehung, der mimetische wie
der libidinöse, provozieren Auseinandersetzungen. In ihnen liegt die
Chance, sich wechselseitig loszulassen, ohne sich zu verlieren. Obwohl
die homosexuelle Leidenschaft der Tochter unterdrückt und in die Latenz
verbannt werden muß, wenn sie abgewiesen wird, bleibt die Mutter doch
bis in die Phasen der Adoleszenz hinein weiterhin zentrale Bezugsperson
– sowohl als Ansprechpartnerin in großen und kleinen Nöten als auch als
Kristallisationspunkt im Kampf um Selbständigkeit.

Da das Mädchen die früheste Bindung an die Mutter nicht verleugnen
mußte, kann es – nach Objektverlust – Aspekte von ihr ins eigene Ich in-
tegrieren. Eine sekundäre Identifikation ist auf zweierlei Weise möglich:

Penisneid

sek. Id.
von Mädchen
mit
Mutter

1. Das Mädchen bezieht sich über eine lustvolle Besetzung der in der
Mutter-Kind-Interaktion gemachten Erfahrungen sowie über die dem
weiblichen Körper zugeschriebenen generativen und nutritiven Po-
tenzen positiv auf seine Zugehörigkeit zum Geschlecht der Mutter.
Das kann sich z.B. darin ausdrücken, daß es in seiner Phantasie mit
dem Kinderwunsch spielt.

2. Die Mutter wird – bewußt und unbewußt – in dem nachgeahmt, was
sie in vielfältigen Praxisfeldern – Familie, Nachbarschaft, Beruf u.a. –
nicht so sehr qua Geschlecht, sondern als Person leistet.

Die Alltagsrealität gibt dem Mädchen viele Anstöße, sich an der Mutter
auszurichten. Töchter werden stärker als Söhne zur Mithilfe im Haushalt,
zur Beaufsichtigung von Geschwistern und zu kleineren Dienstleistungen
herangezogen. Solche Inanspruchnahmen werden einerseits als Kompe-
tenzweiterung erfahren. Andererseits bedeutet der mütterliche Zugriff
auf die Zeit der Tochter auch Freiheitsentzug und Einschränkung. Neben
der Anerkennung ihrer Selbständigkeit bekommen Mädchen also früh die
Ungleichbehandlung der Geschlechter zu spüren. Sie erfahren in der Fa-
milie darüberhinaus, daß die Berufstätigkeit des Vaters mehr gilt als die
der Mutter: er wird von zusätzlichen häuslichen Arbeitsbelastungen weit-
gehend freigestellt, während sie trotz Erwerbsarbeit hauptverantwortlich
für den Haushalt bleibt. »Wie die Mutter wollte ich nicht leben...«, diese
Einstellung bildet sich vor allem in der Auseinandersetzung mit Phä-
nomenen der geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung heraus. Dieser
Satz, den wir aus vielen Frauenbiographien kennen, bedeutet jedoch
nicht, daß Mädchen später ohne Mann oder ohne Kinder leben wollen. Er
impliziert eher, daß sie – anders als ihre Müttergeneration – im Privaten
wie im Beruflichen nicht gegenüber dem anderen Geschlecht benachtei-
ligt werden wollen.

Daß in der Schulzeit und zu Beginn der Adoleszenz – neben Freundschaften – die Beschäftigung mit Wunschberufen, Reisen und Hobbies eine größere Rolle spielt als Entwürfe für spätere Formen des privaten Zusammenlebens, mag etwas damit zu tun haben, daß diese Zeit den Mädchen ein Moratorium gewährt, in dem Entscheidungen über Kontinuität in Partnerschaften, Heirat oder Kinderwunsch in der Regel noch eine Weile hinausgeschoben werden können. (Diezinger u.a., 1979) In den Aktivitäten, in denen sich Mädchen über die Grenzen der Familie hinaus Freiräume und neue Erfahrungsfelder erschließen, orientieren sie sich an weiblichen und männlichen Vorbildern – sie wollen Entdecker und Schauspielerinnen, Stewardess und Maschinenbauer(in) werden.

Mit dem Beginn der weiblichen Adoleszenz erfahren Mädchen aller-

dings nicht nur einen Auftrieb in ihren Suchbewegungen nach außen; das Einsetzen der Menstruation kündigt auch einen Schub in der inneren, der psychosexuellen Entwicklung an. Die Ambivalenzkonflikte im Selbst- und Mutterbild, die jetzt bewältigt werden müssen, sind nicht – wie das diskurstheoretische Ansätze nahelegen – abstrakt auf Konfrontationen mit kulturellen Deutungen der Zweigeschlechtlichkeit (Konstruktionen von Weiblichkeit und Männlichkeit) zurückzuführen, sondern auf Körpererfahrungen und die Wiederbelebung des infantilen, auf mütterliche Repräsentanzen bezogenen Begehrens.

Die widerstreitenden Gefühle, die diese Phase weiblicher Entwicklung durchziehen, sind von E.S. Poluda-Korte eindrücklich beschrieben worden: »Durch die Menstruation mit Unsauberkeit und dem eigenen Geschlecht konfrontiert, beleben viele Mädchen wieder ihre ursprüngliche, zeitweise sauber verdrängte Wut, kein Junge zu sein, und fühlen sich verletzt, behindert und zurückgesetzt bzw. von der »natürlichen Ordnung« gekränkt und unterworfen. Die unausweichliche Realität der immer wiederkehrenden Menstruation bietet dem Mädchen aber auch Möglichkeiten an, sich mit dem weiblichen Körper am eigenen Leib zu befassen und Mutter und Wickelkind, sowie Frau und Frau mit sich selbst zu spielen.« (1992, S. 154). Mädchen erleben die Menstruation nicht nur als Makel, worin sich die für unsere Kultur typische Tabuisierung und Mystifikation der Regelblutung ausdrückt. Diese ist auch verbunden mit sexueller Erregung und autoerotischen Sensationen, die lustvoll sind. Der Menstruationszyklus erweist sich in seiner Kontinuität als leibliche Bühne, die sich »sowohl zur Vergegenwärtigung von Phantasien [eignet], die Triebüberflutung und sexuelle Grenzüberschreitung betreffen, als auch von solchen, die mit schöpferischer Hervorbringung, Quelle und Geburt zusammenhängen, als auch mit gegenläufigen Selbstreinigungs- und Beschneidungsritualen, mit Bedürfnissen, etwas ungeschehen zu machen oder es in eine schmutzige Tabuzone abzuschieben, um es loszuwerden.« (Poluda-Korte, ebenda). Es liegt auf der Hand, daß die Menstruation auch homosexuelle Phantasien wiederbelebt, die um die Mutter kreisen. Hier kann der Vater eine wichtige Rolle spielen, nämlich die, die inzestuöse Gefahr abzuwenden. Dabei ist es allerdings problematisch, wenn er von der Mutter als Vertreter der heterosexuellen Ordnung eingesetzt wird, weil sie sich der Konfrontation mit den töchterlichen Triebäußerungen entziehen will. (Haase, 1992, S. 183)

Welchen Ausgang die in der Adoleszenz neu belebten Konflikte in der Tochter-Mutter-Beziehung nehmen, ist offen. Die unbewußt reaktivierte erotische Bindung läßt sich sicherlich in einer befriedigenderen Weise lösen, wenn die Mutter nicht rigide auf die bestehenden Normen in Ge-

schlechterbeziehungen ausweicht, sondern die homosexuellen Regungen anerkennt, ohne das Inzesttabu zu brechen. Die identifikatorische Beziehung wird durch die notwendige Grenzziehung zwischen Mutter und Tochter um so eher eine neue Dimension gewinnen, je deutlicher etwas Drittes zwischen sie tritt; eine solche »dritte Sache« kann auch etwas Gemeinsames sein: Tätigkeiten, Arbeitsziele, soziales Engagement. (Haase, ebenda)

Der Ehrgeiz, etwas Großes werden zu wollen, richtet sich jetzt nicht mehr nur an Personen aus; es geht in der Adoleszenz auch um Interessen. In seinem Aphorismus »Die Leidenschaft für Sachen« schreibt F. Nietzsche (allerdings nur an Männer denkend): »Wer seine Leidenschaft auf Sachen (Wissenschaft, Staatswohl, Kulturinteressen, Künste) richtet, entzieht seiner Leidenschaft für Personen viel Feuer (selbst wenn sie Vertreter jener Sachen sind).« (1954, S. 321)

Für Mädchen werden Mutter und Vater, Frauen und Männer »VertreterInnen jener Sachen«. Dabei ist nicht in erster Linie Sublimation im Spiel: das mimetische Begehren ist eine Triebfeder sui generis. Es ist kein reiner Abkömmling der Sexualtriebe oder des Narzissmus, sondern den Ich-Trieben zugesellt, aus denen sich der Wirklichkeitsinn entwickelt. (Laplanche, 1974, S. 74ff.) Ich betone das an dieser Stelle, weil es Mädchen oft als unweibliche Arttücke oder als Egozentrismus ausgelegt wird, wenn sie – wie männliche Wesen – ehrgeizig sind. Ich komme darauf zurück. Soweit väterliche Bezugspersonen ein breiteres Spektrum an beruflichen Tätigkeitsefeldern repräsentieren, als es weiblichen Vorbildern aus gesellschaftlichen Gründen möglich ist, werden Mädchen, die sich nicht auf typische Frauenbereiche eingrenzen lassen wollen, ihre sozialen Partizipationswünsche auch an männlichen Domänen festmachen. Das bedeutet aber nicht, daß Mädchen nicht ebenso in die Fußstapfen der Mütter treten.¹¹

Die Sozialisation von Mädchen ist durch eine Doppelspur gekennzeichnet: Sie werden in ihrer Erziehung sowohl auf die spätere Übernahme der privaten Reproduktionsarbeit gelenkt als auch zu beruflichen Ausbildung angehalten. Dieser doppelten Ausrichtung der Zukunftsperspektiven entspricht heute in der Regel auch die reale Vergesellschaftung von Frauen: in der Mehrzahl sind sie sowohl ins Erwerbsleben eingebunden als auch im Haushalt sozial verortet. In beiden Praxisbereichen ist ihre gesellschaftliche Position jedoch denen der Männer untergeordnet. Ihre Integration in die Berufswelt stößt da auf Widerstände, wo ihre Ansprüche mit Männerinteressen kollidieren. Die gesellschaftliche Einbeziehung der Frauen in die Sphären der marktvermittelten Arbeit geht darum einher mit Marginalisierung und Un-

gleichbehandlung. Der kategorische Imperativ in unserer Kultur, daß Hausarbeit, Kindererziehung und Regeneration privat zu organisieren seien, richtet sich vorrangig an das weibliche Geschlecht. Für Frauen ist deshalb die Familie die zweite Stätte gesellschaftlich notwendiger Arbeit, die von ihnen erledigt werden muß, ohne angemessen honoriert zu werden. Das Skandalon ihrer doppelten Vergesellschaftung liegt darin, daß ihre Arbeit beiden Bereichen der gesellschaftlichen Reproduktion – der privaten wie der markvermittelten – einverleibt wird, diese aber im Vergleich zur männlichen, die sich in erster Linie für den Berufsbereich zur Verfügung hält, geringer bewertet wird.

Fassen wir zusammen: Weibliche Subjektkonstitution und die konfliktreiche Art und Weise, wie Frauen an den verschiedenen Formen gesellschaftlicher Arbeit partizipieren, verweisen aufeinander. Durch identifikatorische Umpolungen und Umbesetzungen von mütterlichen und väterlichen Introjekten halten Mädchen in ihrer Ich-Bildung eher an geschlechtsübergreifenden Suchbewegungen fest als Jungen. Auch wenn es ihnen in ihrem Lebenslauf nicht gelingt, alle Potentiale zu realisieren, weil sie z. B. aus bestimmten, Männern vorbehaltenen Bereichen herausgehalten werden, kann von einer defizitären Sozialisation – einer immer noch gängigen Vorstellung, wenn es um Mädchenerziehung geht – gerade nicht die Rede sein. Dagegen spricht die Ausdauer, mit welcher Frauen im Wechsel von männlichen und weiblichen Vorbildern, im Hin und Her zwischen Kindererziehungsphasen und Erwerbstätigkeit sowie im Auf und Ab von Marktchancen und Karriereanläufen die zwangsläufig auftauchenden Diskontinuitäten in ihren Biographien zu überbrücken suchen. Meine These ist, daß das etwas mit der früh eingeübten Flexibilität zu tun hat, die wir in weiblichen Identifikationsprozessen beobachten können. Männer sind unbeweglicher und passen sich im Verlaufe ihrer Ich-Bildung eher in die Muster ein, die ihnen durch die sozialen Konstrukte der Zweigeschlechtlichkeit vorgegeben werden. Auch wenn Frauen sich den männlichen Vorstellungen von der weiblichen Rolle in der Familie fügen, so liegt in ihrer Nachgiebigkeit doch so etwas wie »Gehorsam unter Protest« (Ferenczi). Sie lassen sich nicht ans Haus binden – Berufstätigkeit ist seit über zwei Generationen zum festen Bestandteil ihrer Existenz geworden. Das innovative Potential, gesellschaftlich gegenseitige Optionen in einem Lebensentwurf zu realisieren und so sozial voneinander Getrenntes – Privates und Öffentliches – im Sinne einer Integrationsleistung zusammenzuführen, liegt auf Seiten der weiblichen Genus-Gruppe.

5. Ausblick

Bei der theoretischen Konzeptualisierung dieses Beitrages fiel mir folgendes auf: Während im Zuge einer feministischen Reformulierung der Psychoanalyse viele wichtige Arbeiten zur psycho-sexuellen Entwicklung des Mädchens erschienen sind, blieb eine andere Dynamik in der weiblichen Subjektkonstitution fast völlig unbeachtet: die psychische Genese von Selbstansprüchen, die Bewegungen beim Erwerb sozialer Kompetenzen.

Freud hat mit seinen Hinweisen auf die Bedeutung von Identifikationsprozessen für die Ich-Bildung einen Ansatz für die Beschäftigung mit dieser Thematik geschaffen. Bisher ist jedoch kein begriffliches Instrumentarium für die Entwicklung einer geschlechtlich differenzierenden Subjekttheorie nicht genutzt worden, die dem mimetischen Begehren als Antrieb für soziale Ambitionen Rechnung trägt. *Freud*, der diese Perspektive eröffnet hat, ist allerdings zugleich derjenige, der den Zugang zu der Frage versperrt, wie bei Mädchen ein gesellschaftliches Geltungsbedürfnis entsteht, das über persönliche Beziehungen hinaus will. In seiner Schrift »*Der Dichter und das Phantasieren*« formuliert *Freud*: »Das Spiel des Kindes [wird] von Wünschen dirigiert, eigentlich von dem einen Wunsch, der das Kind erziehen hilft, vom Wunsch: groß und erwachsen zu sein. Es spielt immer »groß« sein, imitiert im Spiele, was ihm vom Leben der Großen bekannt geworden ist.« (1908, S. 216) Neben den erotischen Phantasien sind es demnach vor allem Ehrgeizträume, die dem Kind eine unbefriedigende Wirklichkeit korrigieren helfen und die auch später »der Erhöhung der Persönlichkeit dienen sollen.« *Freud* fährt fort: »Die treibenden Wünsche sind verschieden je nach Geschlecht. Charakter und Lebensverhältnissen der phantasierenden Persönlichkeit. Beim jungen Weibe herrschen die erotischen Wünsche fast ausschließlich, denn sein Ehrgeiz wird in der Regel vom Liebesleben aufgezehrt; beim jungen Mann sind neben erotischen, die eigensüchtigen und ehrgeizigen Wünsche vorranglich genug.« (S. 217)

Es scheint, als sei das Begehren von Frauen nach gesellschaftlicher Bedeutung und Größe bis heute anstößig. In ihrem Aufsatz »*Berufsfindung und Lebensperspektive in der weiblichen Adoleszenz*« konstatiert C. *Hagemann-White* zurecht: »Die reichhaltige neue Literatur über weibliche Entwicklung ist bemerkenswert einseitig: Bei ihrer Beleuchtung des »Selbst-seins-in-Beziehungen« richtet sie ihren Blick auf das Feld der Liebe, der Freundschaft, der privaten Nähe. Die Reifung zu selbstverantworteten neuen Beziehungen ist [aber] nur die eine Seite der Adoleszenz.«

(1992, S. 77) C. Hagemann-White fehlt in der feministischen Diskussion eine sozialisationstheoretische Beschäftigung mit der Frage, wie Frauen ihre sozialen Kompetenzen im Umgang mit gesellschaftlicher Objektivität erwerben.

Diese Herausforderung ernstzunehmen, hieße zunächst einmal, einen theoretischen Zugang zu den Antrieben zu suchen, die Selbstbestimmung und einen individuellen Zugriff auf Realität stimulieren. Es müßte darum gehen, eine Triebtheorie der Wißbegierde, der Neugierde und des Geltungsdrangs zu entwickeln, eine Triebtheorie, die ebenso wie die der sexuellen oder narzißtischen Libido unbewußte Dynamiken und Ambivalenzkonflikte berücksichtigt. Und doch müßte sie auch eine entschieden andere Perspektive einnehmen: das erotische Begehren wie das narzißtische richtet sich in erster Linie auf Personen. Auch der Wunsch, etwas Großes zu werden, entzündet sich zunächst an persönlichen Vorbildern – aber sobald sich das mimetische Verlangen nach Geltung einer Aufgabe zuwendet, sich in Gegenstands- und problembezogenen Aktivitäten entläßt, versachtlicht es sich auch. Wißbegierde und Erkenntnistriebe sind Fermente der Selbsterweiterung – aber sie drängen das Ich über sich selbst hinaus; es wendet sich nach außen. Sachbezogene Problemlösungen fordern Objektivität, Praxis ein. Und hinter dem Rücken der Einzelnen kann deren soziales Handeln zu einer neuen gesellschaftlichen Realität führen.

In unserer Gesellschaft, in welcher das Geschlechterverhältnis auf all seinen Ebenen hierarchisch organisiert ist, in der Frauen und Männer aufgrund ihrer Genuss-Zugehörigkeit ungleiche soziale Positionen zugewiesen bekommen, wird auch Praxis geschlechtsspezifisch ausgestaltet sein. Ich habe in meinen Ausführungen zu zeigen versucht, wie früh Handlungsorientierungen mit der Geschlechterdifferenz in ihren körperlichen, psychischen und sozialen Aspekten konfrontiert, welche Weichen schon bei den ersten Selbstsetzungen im Medium von Identifikationsprozessen gestellt werden. Damit wollte ich einen Beitrag zu einer psychoanalytisch orientierten Subjekttheorie leisten, die über eine bloße Reformulierung der psycho-sexuellen Entwicklung bei Jungen und Mädchen hinausweist.

was ist diese Theorie?

Anmerkungen

- 1 Es handelt sich um jeweils 10 Biographien, die im qualitativen Teil der von Ayla Nessel, Angelika Wetzler und mir durchgeführten »Soziologinnen-Enquête« erhoben wurde. (Wetzler, 1990, S. 127).
- 2 Es handelt sich um das Projekt an der Bremer Universität: »Erwerbsverläufe als Innovationsprozess für Familienrollen. Zur Interdependenz von Passagengestaltungen und Verarbeitungsmustern von Ehepartnern« (Projektleitung: H. Krüger). Zur Samplebildung und Interviewmethode siehe: Krüger/Born, 1993.
- 3 Aus einer größeren vorgängigen Untersuchung, in der die Probandinnen nach ihrer Familien- und Berufsbiographie gefragt worden waren, lagen bereits Ergebnisse über die Bedeutung der Erstausbildung (Kaufm. Lehre, Verkauf, Schneiderin, Friseurin, Kinderpflege) vor. Vgl. hierzu: Born 1992, Krüger 1991.
- 4 Freud, der sich in erster Linie mit dem männlichen Kind beschäftigt, schreibt in seiner Schrift »Das Ich und das Es« (1923), der Vater sei der erste, primäre Bezugspunkt des Jungen. Die Beziehung zu ihm stifte »eine direkte und unmittelbare Identifizierung, frühzeitiger als jede Objektbeziehung« (S. 259). In »Massenpsychologie und Ich-Analyse« (1921) wird »primär« viel stärker im Sinne von »vorrangig« bestimmt: das mimetische Begehren richtet sich beim (männlichen) Kind im wesentlichen auf den Vater – die Gefühlsbindung an die Mutter ist eine rein sexuelle (S. 115). Offensichtlich ist für Freud hier der Akt des Sich-Identifizierens im Sinne des Sein-Wollens-Wie an das Prinzip der Ähnlichkeit gebunden – also an die Gleichgeschlechtlichkeit. Die Konsequenzen dieser Prämissen werden ich an späterer Stelle aufzeigen.
- 5 Es liegt jetzt auf der Hand, warum Freud – auch in diesem Text – für den Knaben nur den Vater als Identifikationsfigur zulassen möchte: für die Ich-Bildung soll das männliche Prinzip konstitutiv sein. Der Vater ist für die Entwicklung des Kindes zum Kulturwesen zuständig, die Mutter für die erste soziale Bindung durch Liebe. Sie hat als Sexualobjekt keinen Einfluß auf das männliche Ich. Dabei kann es durchaus vorkommen, daß ein Sexualobjekt zum Vorbild für eine Identifizierung genommen wird. Aber das gilt nach Freud in erster Linie für Frauen, »ist für das Weibliche charakteristisch.« (ebenda)
- 6 Die Vermutung liegt nahe, daß es sich bei dem den Mädchen nachgesagten Penisneid um eine männliche Projektion handelt: die Kränkung, nicht über wichtige mütterliche Attribute zu verfügen, wird im männlichen Unbewußtsein auf die angeblich mangelhafte Ausstattung des Mädchens verschoben.
- 7 I. Fast geht davon aus, daß der Junge die aufgegebene Identifikation mit der Mutter auf den Vater verschieben kann, wenn dieser sich als versorgende Bezugsperson ausweist und er darüberhinaus den Gebärneid des Sohnes mit dem Hinweis auf die männliche generative Potenz außer Kraft setzen kann. Ich denke, daß die erste Möglichkeit durch die geschlechtliche Arbeitsstellung hergestellt ist. In der Regel übernimmt der Vater nicht die versorgenden Aufgaben in der Kindererziehung. Fast abstrahiert bei ihrem Versuch, nachträgliche Verarbeitungsmuster für die Verlustverfahren in der Differenzierungsphase aufzuzeigen, von der gesellschaftlichen Organisation des Geschlechterverhältnisses und dessen Asymmetrien. Eher ist anzunehmen, daß hinter der Identifi-

zierung mit dem Vater die Umwandlung der homoerotischen Beziehung zu ihm steckt.

- 8 Die Vorstellung von *Fast*, daß »das Mädchen berufliches Engagement oder sachliches und objektives Denken (nach der Differenzierungsphase) als genuin männliche Merkmale betrachtet, die der eigenen Weiblichkeit fremd sind« (S. 88), kann ich nicht nachvollziehen. Diese Argumentation ist umso unstimmgiger, als sie wenig später bemerkt, »daß beruflich engagierte Mütter den Mädchen die Möglichkeit geben, Karriere wünsche als Bestandteil ihres weiblichen Selbst zu betrachten.« (ebenda) Warum nicht auch Väter? Gibt es in mütterlichen Berufen kein sachliches und objektives Denken? Auch hier zeigt sich, daß I. *Fast* in ihrem Differenzierungsmodell, das Gewinne und Verluste angesichts der Konfrontation mit der Geschlechterdifferenz auf Mädchen und Jungen symmetrisch zu verteilen trachtet, in Stereotypen von Männlichkeit und Weiblichkeit befangen bleibt, weil sie die Asymmetrien und Hierarchien im Geschlechterverhältnis nicht beachtet.
- 9 Den Komplikationen, die in der weiblichen Entwicklung auf die homosexuelle Tochter-Mutter-Beziehung zurückzuführen sind, ist in der feministischen Reinterpretation der Psychoanalyse viel Aufmerksamkeit gezollt worden. Vgl. hierzu *Polsda-Korte*, 1992; *Heigl-Evers/Weidenhammer*, 1988; *Kaplan*, 1988; *Becker-Schmidt*, 1987, 1992).
- 10 Auch der Wunsch, vom Vater ein Baby zu bekommen, muß nicht – wie die traditionelle Psychoanalyse das tut – mit dem Penisneid erklärt werden. (Der Mangel in der körperlichen Ausstattung durch die Mutter wird angeblich wettgemacht, indem das Mädchen in der Phantasie einen Ersatzpenis – das Baby – in sich selbst hat oder in unbewußten Vorstellungen den väterlichen Penis beim Koitus genießt.) Angesichts des Liebeskonfliktes mit der Mutter könnte sich die kleine Tochter auch das Folgende wünschen: »Wenn ich beim Vater an die Stelle der Mutter trete, dann werde ich nicht nur von ihm geliebt (wie sie). Ich bekomme von ihm auch ein Kind. Dann bin ich nicht nur selbst eine (die) Mutter. Ich kann dann dieses Kind auch so lieben, wie ich von der Mutter geliebt werden wollte.«
- 11 Für *Freud* war dies noch unvorstellbar. Seiner Meinung nach verhält sich die Mutter, bei der »das alte Moment des Penis mangels seine Kraft immer noch nicht eingebüßt hat«, gegenüber Sohn und Tochter unterschiedlich. Nur »auf den Sohn kann die Mutter den Ehrgeiz übertragen, den sie bei sich unterdrücken mußte, nur von ihm kann sie die Befriedigung all dessen erwarten, was ihr von ihrem Männlichkeitskomplex verblieben ist.« (1942, GW XV, S. 143)

Literatur

- BECKER-SCHMIDT, Regina u.a., Arbeitsleben – Lebensarbeit. Konflikte und Erfahrungen von Fabrikarbeiterinnen, Bonn 1982
- BECKER-SCHMIDT, Regina, Schichten sozialen Lernens, in: Regina Becker-Schmidt/Gudrun-Axeli Knapp, Geschlechterrennung – Geschlechterdifferenz. Suchbewegungen sozialen Lernens, Bonn 1987, S. 13-93

BECKER-SCHMIDT, Regina, Defizite in psychoanalytischen Konzepten weiblicher Entwicklung, in: Hans-Georg Trescher u.a. (Hg.), Jahrbuch für psychoanalytische Pädagogik 4, Hildesheim 1992, S. 149-162

BECKER-SCHMIDT, Regina, Ambivalenz und Nachträglichkeit. Perspektiven einer feministischen Biographieforschung, in: Marlis Krüger (Hg.), Was heißt eigentlich feministisch? Zur theoretischen Diskussion in den Geistes- und Naturwissenschaften, Bremen 1993

- BECKER-SCHMIDT, Regina, Geschlechterdifferenz – Geschlechterverhältnis: soziale Dimensionen des Begriffs »Geschlecht«, in: Zeitschrift für Frauenforschung, 11. Jg., Heft 1 und 2, 1993a, S. 37-46
- BENJAMIN, Jessica, Die Fesseln der Liebe, Frankfurt am Main 1990
- BUDEN, Helga, Geschlechtsspezifische Sozialisation, in: Klaus Hurrelmann/Dieter Ulich (Hg.), Handbuch der Sozialisationsforschung, Weinheim 1980, S. 777-810
- BORCH-JACOBSEN, Mikkel, The Freudian Subject, Stanford California 1988
- BORN, Claudia, Zur Bedeutung der beruflichen Erstausbildung bei der Verschänkung von Familien- und Erwerbsarbeit im Lebenslauf von Frauen, in: Claudia Gähler u.a. (Hg.), Frauen – Alterssicherung. Lebensläufe von Frauen und ihre Be-nachteiligung im Alter, Berlin 1992, S. 19-31
- BRUNET, O./L. LEZINE, Le développement psychologique de la première enfance, Paris 1976
- CHODOROW, Nancy, Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter, München 1985
- CHOMBART DE LAUWE, PH. u.a., La Femme dans la société, son image dans différents milieux sociaux, Centre national de la recherche scientifique, Paris 1963
- DANNHAUER, Heinz, Geschlecht und Persönlichkeit: eine Untersuchung zur psychischen Geschlechterdifferenzierung in der Ontogenese, Berlin 1973
- DEITZINGER, Angelika u.a., Junge Frauen zwischen Beruf und Familie, Frankfurt am Main/New York 1982
- ERDHEIM, Mario, Psychoanalyse, Adoleszenz und Nachträglichkeit, in: Psyche 10, 47. Jg., Oktober 1993, S. 934-990
- FAST, Irene, Von der Einheit zur Differenz, Berlin u.a. 1992
- FERENCZI, Sándor, Die Entwicklungsstufen des Wirklichkeitsinns, in: Schriften zur Psychoanalyse I, Frankfurt am Main 1970, S. 148ff.
- FLAAKE, Karin/Vera KING, Psychosexuelle Entwicklung, Lebenssituation und Lebensentwürfe junger Frauen. Zur weiblichen Adoleszenz in soziologischen und psychoanalytischen Theorien, in: Karin Flaake/Vera King (Hg.), Weibliche Adoleszenz. Zur Sozialisation junger Frauen, Frankfurt am Main/New York 1992
- FREUD, Sigmund, Der Dichter und das Phantastieren, in: GW Bd. VII, Frankfurt am Main 1966 (1908), S. 213-223
- FREUD, Sigmund, Jenseits des Lüstprinzips, in: GW Bd. XIII, Frankfurt am Main 1966 (1920), S. 3-69
- FREUD, Sigmund, Massenpsychologie und Ich-Analyse, in: GW Bd. XIII, Frankfurt am Main 1966 (1921), S. 73-161

FREUD, Sigmund, Das Ich und das Es, in: GW Bd. XIII, Frankfurt am Main 1966 (1923), S. 237-289

FREUD, Sigmund, Neue Folgen der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse, in: GW Bd. XV, Frankfurt am Main 1966 (1932), S. 1-197

FREUD, Sigmund, Ergebnisse, Ideen, Probleme, in: GW Bd. XVII, Frankfurt am Main 1966 (1938), S. 151-152

HAASE, H., Die Preisgabe: Überlegungen zur Bearbeitung der Menstruation in der Mutter-Tochter-Beziehung, in: Karin Flaake/Vera King (Hg.), *Weibliche Adoleszenz*. Zur Sozialisation junger Frauen, Frankfurt am Main/New York 1992

HAGEMANN-WHITE, Carol, Berufsfindung und Lebensperspektive in der weiblichen Adoleszenz, in: Karin Flaake/Vera King (Hg.), *Weibliche Adoleszenz*. Zur Sozialisation junger Frauen, Frankfurt am Main/New York 1992

HEIGL-EVERS, Anneliese/WEIDENHAMMER, Brigitte, Der Körper als Bedeutungslandschaft. Die unbewußte Organisation des weiblichen Geschlechtsidentität, Bern 1988

KAPLAN, Louise J., *Abschied von der Kindheit*, Stuttgart 1988

KING, Vera, Geburtswehen der Weiblichkeit – Verkehrte Entbindungen. Zur Konfliktfähigkeit der psychischen Aneignung der Innergenitalität in der Adoleszenz, in: Karin Flaake/Vera King (Hg.), *Weibliche Adoleszenz*. Zur Sozialisation junger Frauen, Frankfurt am Main/New York 1992

KRÜGER, Helga u.a. (Hg.), *Alltag und Biographie von Mädchen*, 6. Jugendberichts-Opladen 1985

KRÜGER, Helga, Erstausbildung. Frauen planen Beruf, in: Ursula Rahe-Kleberg u.a. (Hg.), *Dienstleistungsberrufe, Pro Person*, Bielefeld 1991

KRÜGER, Helga/Claudia BORN, *Erwerbsverläufe von Ehepartnern und die Modernisierung weiblicher Lebensführung*, Weinheim 1993

KRÜGER, Helga, Bilanz und Lebenslauf: Zwischen sozialer Strukturiertheit und biographischer Selbstdarstellung, in: *Soziale Welt*, Heft 3, 1993, Göttingen, S. 375-420

KRÜGER, Helga, *Normative Interpretationen biographischer Prozesse*, Beitrag zum 3. Internationalen Symposium »Biography and Society«, Bremen, 31.3.-2.4.1993, Vortragsmanuskript 1993a

LAPLANCHE, Jean, *Leben und Tod in der Psychoanalyse*, Freiburg im Breisgau 1974

NITZSCHE, Friedrich, *Menschliches*, Allzumenschliches, Gesamtausgabe Bd. 72, Stuttgart 1954

POLJDA-KORTE, Eva S., Identität im Fluß. Zur Psychoanalyse weiblicher Adoleszenz im Spiegel des Menstruationserlebens, in: Karin Flaake/Vera King (Hg.), *Weibliche Adoleszenz*. Zur Sozialisation junger Frauen, Frankfurt am Main/New York 1992

SCHREU, Ursula, Wir werden nicht als Mädchen geboren – wir werden dazu gemacht, Frankfurt am Main 1977

WETTERER, Angelika, »Frauenthemen« und Themen von Frauen in der Soziologielehre, in: Ingrid N. Sommerkorn, *Lehren und Lernen in der Soziologie heute*, Berlin 1990, S. 127-147

Ute Gerhard

Die »langen Wellen« der Frauenbewegung – Traditionslinien und unerledigte Anliegen*

Vorbemerkung

Es gibt neben der gleichen Vorgeschichte bis 1945 einen gemeinsamen Bezugspunkt für Feministinnen oder die Frauenbewegung in Ost- und Westdeutschland: Die DDR-Frauenliteratur, der sog. »literarische Feminismus« (Lemke, 1991, S. 250f.), vertreten durch Autorinnen wie Maxie Wandler, Irmaud Morgner oder Christa Wolf. In ihren Schriften manifestierte sich ein feministisches Bewußtsein, das schon sehr früh über die Forderung nach Nur-Gleichberechtigung hinaus und gegenüber der staatlich organisierten und verordneten »Emanzipation der Frau« einen spezifisch weiblichen Anspruch auf Individualität anmeldete und gesellschaftliche Widersprüche offenlegte. Wie immer minoritär die Lektüre dieser Literatur in der DDR blieb, in Westdeutschland hat ihre breite Rezeption den feministischen Bewußtwerdungsprozeß gestützt und gerade auch vor dem Hintergrund der Enttäuschungen mit »linken Genossen« dem Streben nach Autonomie, persönlicher und ökonomischer Unabhängigkeit, einem widerständigen Lebensgefühl sowie utopischen Potentialen Ausdruck verliehen. In meinen Exzerpten aus jener Zeit steht der folgende Abschnitt aus dem Vorwort zu Maxie Wandler's »Guten Morgen, Du Schöne« von Christa Wolf, der mir die entscheidende Erfahrung und Zielsetzung des neuen Feminismus zu definieren schien:

»Ja: Ökonomisch und juristisch sind wir den Männern gleichgestellt, durch gleiche Ausbildungschancen und die Freiheit, über Schwangerschaft und Geburt selbst zu entscheiden, weitgehend unabhängig, nicht mehr durch Standes- oder Klassenschranken von dem Mann unserer Wahl getrennt; und nun erfahren wir (wenn es wirklich Liebe ist, was wir meinen, nicht Besitz und Dienstleistung auf Gegenseitigkeit), bis zu welchem Grad die Geschichte der Klassengesellschaft, das Patriarchat, ihre Objekte deformiert hat und welche Zeiträume das Subjektwerden des Menschen – Mann und Frau – erfordern wird [...]